

Leipziger Volkszeitung

Organ für die Interessen des gesamten werktätigen Volkes.

Abonnementpreis pro Monat inkl. Bringerlohn 60 Pfg., bei Selbstabholung 50 Pfg.; mit der illustrierten Wochenbeilage „Neue Welt“ inkl. Bringerlohn 75 Pfg., bei Selbstabholung 60 Pfg. — Durch die Post bezogen (Postzeitungsliste Nr. 4841) vierteljährlich 1,80 Mk., für 2 Monate 1,20 Mk., für 1 Monat 60 Pfg. exkl. Bestellgeb.

Chefredaktion:
Dr. Bruno Schoenlant.

Inserate werden die 6spaltige Zeile oder deren Raum mit 20 Pfg. berechnet. Vereinsanzeigen 15 Pfg. — Schwieriger Satz nach höherem Tarif. — Der Betrag ist im voraus zu bezahlen. — Inserate müssen bis spätestens 9 Uhr in der Expedition abgegeben sein. — Aufgegebene Inserate können nicht wieder zurückgezogen werden.

Die Leipziger Volkszeitung erscheint täglich mit Ausnahme der Sonn- und Feiertage. — Verlag und Expedition: Mittelstraße 6. Geschäftszeit 8—12 und 2—7 Uhr, Sonn- und Feiertags geschlossen. — Redaktion: Mittelstraße 6, part. Sprechstunde: 6—7 Uhr, Sonn- und Feiertags geschlossen. — Telefon: Amt I. Nr. 2721. Telegrammadresse: Volkszeitung Leipzig.

Die Flottenfrage und der Bund der Landwirte.

* Leipzig, 25. Mai.

Keine Partei hat in der Flottenfrage eine kläglichere Rolle gespielt, wie der großmächtige Bund der Landwirte. Trotzdem ziehen die Agitatoren des Bundes in allen Wahlkreisen herum und rühmen die agrarischen Führer wegen ihrer klaren und unbeugbaren Haltung.

Demgegenüber erinnern wir nochmals an die bezeichnendsten Thatsachen, die die agrarische Demagogie auch auf diesem für unser ganzes politisches Leben so ungeheuer wichtigen Gebiete in ihrer ganzen Grundlosigkeit und Unhehrlichkeit enthüllen.

Im Winter 1894/95 war die Regierung bekanntlich in ihren Marineforderungen noch unendlich bescheiden gegen heute. Indes, als es sich um die Bewilligung von 8,86 Millionen Mark erste Raten handelte, verweigerten die eigentlichen Hauptlinge des Bundes ihre Zustimmung. Meist hatten sie zwar den Mut nicht, der Regierung offen den Fehdehandschuh hinzuworfen; sie enthielten sich der Abstimmung, wie Herr von Bloey, oder sie fehlten ohne Entschuldigung, wie Dr. Sahn und ein ganzer Schwarm ostelbischer Junker.

Graf Mirbach, als konservativer Fraktionsredner, erklärte bei der zweiten Beratung am 1. März 1895 „betreffs der dissentierenden Herren, daß sie wegen schwerwiegender Bedenken hinsichtlich der wirtschaftlichen Lage und der Finanzen des deutschen Reiches heute zu dem dissentierenden Votum, beziehungsweise zu einer Enthaltung ihres Votums gelangen“. Selbst für die vorläufig zustimmenden Konservativen wollte sich Graf Mirbach nicht bis zur dritten Lesung verbürgen und zwar „wegen der schweren Bedenken, die aus unserer Handelsvertragspolitik und damit aus unserer wirtschaftlichen und finanziellen Lage resultieren“.

Beim Marineetat für 1896/97 fanden keine namentlichen Abstimmungen statt, so daß die Haltung der Bündler im einzelnen nicht festgestellt werden kann. Herr von Bloey bestand jedoch auch für diesen Zeitraum am 19. März 1897 die „vaterlandslose“ Gesinnung verschiedener seiner Freunde zu:

Meine Herren, eine Minderheit meiner politischen Freunde hat im vorigen Jahre gegen einige Forderungen für Schiffsbauten gestimmt oder sich der Abstimmung enthalten.

Was die gesellschaftlich und politisch abhängigen Parlamentarier mehr schüchtern thaten, lärmte die Deutsche Tageszeitung in drohnendem Blech in das Land hinaus:

Bei der augenblicklichen wirtschaftlichen Lage des Mittelstandes, insbesondere des Kleingewerbes und der Landwirtschaft, kann nur das bewilligt werden, was unbedingt und unerlässlich nötig ist — nicht ein Pfennig mehr. (18. 9. 1896.)

Noch im Anfang des Februar 1897 höhnte das Bündlerorgan über die Phrase vom notwendigen Schutze des Handels:

Wer hat den Mut und die Fähigkeit, den deutschen Bauern klar zu machen, daß sie Opfer bringen müssen, um den Handel noch mehr zu schützen, wenn er die Massen argentinischen Weizens über die See schafft? Wir erklären uns außer Stande, diese Notwendigkeit unseren Lesern nahe zu bringen. (6. 2. 1897.)

Um das Maß des Hohnes voll zu machen, forderte man den Handel Tag für Tag auf, selber die Kosten für die neuen Panzerschiffe aufzubringen, dann werde überall der Bewilligungseifer eintreten, den die Flottenenthusiasten damals in ihrer Presse und in ihren Versammlungen anzufachen suchten:

Bei unserer Hochachtung vor dem Weitblick und der Opferwilligkeit des Handels einerseits und bei der bis aufs Schellenhaus gelobten, durch die Verträge erzeugten neuen Blüte des Handels andererseits hielten wir es für überaus nahelegend, daß unsere Großhändler sich freiwillig entschlossen, auf eigene Kosten einige Kreuzer oder andere Schiffe zu bauen. Das war unser Gebante; und sollte die Befprechung dieses Gebankens den Großhandel veranlassen, der Angelegenheit näher zu treten, so würden wir die Gehäufigkeit gern tragen, mit denen wir überhäuft worden sind, weil wir den deutschen Großhandel für vaterländisch gefinnt, opferwillig und weitblickend hielten. (6. 2. 1897.)

Möge der deutsche Großhandel, den die Kriegskasse mit zu fördern bestimmt ist, aus den kaiserlichen Worten die Anregung nehmen, das zu thun und zu opern, was wir von seiner Opferwilligkeit und Weitblickigkeit erwarteten. (10. 2. 1897.)

Mit hochschönenden Redensarten wird haben und drüben nichts gefördert... Der nationale Sinn des Großhandels und der Großindustrie wird ja in allen Tonarten gerühmt und gepriesen. Wie wäre es, wenn die führenden Großhändler und Großindustriellen zusammenträten und am 22. März dem Kaiser und dem Reichstage eine Denkschrift etwa folgenden Inhalts überreichten:

Wir unterzeichneten Großhändler und Großindustriellen, die wir durch die Handelsverträge zugestandenermaßen große Vorteile errungen haben, halten es für unsere nationale Pflicht, da die Flotte in besonderer Weise bestimmt ist, unsere Sonderinteressen zu schützen, freiwillig zu ihrer Vermehrung beizutragen. Wir stellen daher 2 Millionen zum Bau der Kreuzer, die der Reichstag nicht bewilligen konnte. Folgen die Unterschriften.“

Man kann dem biederen Bauer eine Sache gewiß nicht mehr verzeihen, als indem man sie ihm als einen Sondervorteil eines bitter gehakten Gegners darstellt, der nur andere, in erster Linie wieder das arme Bäuerlein, zahlen lassen wolle!

Wollte die Deutsche Tageszeitung nicht den Handel für die Deckung der Kosten ausschließlich in Anspruch nehmen,

so fiel ihr dann die Ueberbürdung und Leistungsunfähigkeit des armen Reichssteuerzahlers um so schwerer auf das gute Herz:

Es muß die Leistungsfähigkeit der Steuerzahler berücksichtigt werden. Eine übermäßig belastete, ausgezögerte, kraftlose Bevölkerung kann selbst durch die stattlichste Flotte auf die Dauer nicht gesichert werden. (12. 2. 1897.)

Es wird zu erörtern sein, ob die Steuerkraft des Landes ausreiche, um den Plan durchzuführen. Diese Erwägungen können natürlich in den Tafeln des Kaisers nicht berücksichtigt sein. (18. 2. 1897.)

Man freilich die übermäßigen Forderungen und Stärke durch eine gesunde Wirtschaftspolitik des Volkes Leistungsfähigkeit. (9. 3. 1897.)

Am 5. März 1897 hatte Herr Hollmann die Budgetkommission mit seiner „Niederschrift“ überrascht, die sich dann später zum Leipziger Flottengesegentwurf auswuchs. Das Bündler-Centralorgan ging scharf dagegen vor; es deutete sogar verblümt — soweit ihm das möglich ist — an, daß nur die Feigheit nach oben Begeisterung für die enthüllten Flottenpläne heuchele:

Als eine Notwendigkeit kann man die Flotte zur Machtstellung unseres Staates doch unmöglich bezeichnen. Hat nicht Deutschland zu Zeiten der Königszeit des Fürsten Bismarck und ohne eine solche Flotte die führende Stellung im europäischen Konzert eingenommen?... Notwendig für die Zwecke und Ziele des alten Flottenplanes von 1878 ist die neugeplante Vermehrung und Erneuerung unserer Flotte nicht... Man kommt zu der Empfindung, daß die unbedingten Freunde der neuen Marineforderungen sich eigentlich auf die kleinen Kreise der Enthusiasten und der Phantasten beschränken. Wo sonst noch in der national-liberalen, einem Teile der konservativen und der rechtsfreien Presse für die neuen Pläne Stimmung gemacht wird, da geschieht es in vorfichtiger, lauer Weise, und man hat beinahe den Eindruck, als sei die Stellungnahme mehr von der Sorge, nicht „zu verstimmen“, als von der festen Ueberzeugung diktiert, daß des Vaterlandes Wohl und Wehe die Durchführung der neuen Pläne durchaus erfordere. (11. 3. 1897.)

Das ist kein Verstoß gegen das nationale Empfinden, sondern das wird vom gesunden nationalen Sinn geradezu gefordert. (14. 3. 1897.)

Wir stellen noch einmal fest, daß wir uns gegen die Flottenpläne ausgesprochen haben. (15. 3. 1897.)

Als man die Vermehrung unserer Kriegsschiffe mit der Sicherung unserer Getreidezufuhr in Verbindung brachte, drohte das Blatt: „Solange die Regierung an jenem Irwahne festzuhalten scheint, wird die ländliche Bevölkerung leicht geneigt sein, eine Ablehnung auch solcher neuen Marineforderungen von ihren Vertretern in den Parlamenten zu verlangen, die aus anderen Gründen durchaus gerechtfertigt erscheinen“ (4. 6. 1897). Kein Kanitz, keine Röhne! Oder, wie Herr Kapper später in der Deutschen Agrarzeitung forderte: Das berüchtigte Wort: „Diesem Ministerium keinen Groschen“ ist in ein berühmtes zu wandeln.“

Seuilleton.

Rheinlandstöchter.

Roman von C. Diebig.

Bis zur Bürgermeisterei drang kein Laut. Dallmer und seine Mächte saßen am runden Tisch sich gegenüber, beide sehr still. Zwischen ihnen stand die Lampe, sie verberg einen vor dem anderen.

Der Bürgermeister hielt die Pfeife in der Hand, aber er vergaß das Rauchen; gedankenlos sah er auf das Zeitungsbild nieder, seine wetherharte Stirn war finster zusammengezogen. Die Buchstaben tanzten ihm vor den Augen, sie häßten die Spalten auf und nieder, schrumpften zusammen und spreizten sich wieder — stand da nicht etwas ganz anderes, als eigentlich stehen sollte in großen feurigen Buchstaben und brannte ihm ins Herz?! Keine Politik, keine Handelsberichte, keine auswärtigen Nachrichten! — Da — Am ersten Ostersfeiertag wurde hinter dem Bürgermeister Konrad Dallmer, fünfundsiebzig Jahre, sage fünfundsiebzig Jahre in der Eifel thätig, auf seinem Gang durch das Dorf Meerfeld ein Stein geschleudert, der ihm den Hut vom Kopf riß.

Drohende Stimmen schrien ihm Anschuldigungen und Verwünschungen nach, man — „Oh!“ Dallmer fuhr sich mit einem Stöhnen über die Augen, seine Hand zerknitterte die Zeitung.

Für einen Augenblick hob Nedda den Kopf und sah um die Lampe herum nach dem Dintel hinüber. Auch sie seufzte.

Vor ihr lag ein Briefblatt; sie hielt die Feder in der Hand, sie sollte nach Hause schreiben und wußte doch nicht was. War es möglich, das hinzuschreiben, was ihre Seele füllte bis zum Rand? Kein anderer Gedanke konnte aufkommen. Immer sah sie das zerlumpte Geschöpf mit dem fahlen Gesicht und den wirren Haaren am Boden lauern, den Kopf auf die Brust des Toten gelegt — sie sah sich selbst die Glende aufheben, zum Lager schleppen, ihr Wasser an die vertrockneten Lippen führen; und alles das mit einem wunderlich gemischten Gefühl von Mitleid und Neid.

Zeitrent krügelte sie allerhand Schnitzel auf den Rand des unbefriedigten Blattes. Es war so still im Zimmer, man hörte das Knirschen ihrer Feder — da — ein rascher Schritt draußen im Flur! Sollte Wesa schon vom Tanzboden wiederkommen, so früh?

Nichtig, sie war's, ihr Kopf streckte sich zur Thür herein.

„Herr Bürgermeister!“

„Im, was willst Du?“

„Herr Bürgermeister“ — sie trat vollends ein, ganz außer Atem und schnappte nach Luft — „ha, es sein e so gerannt! Herr Bürgermeister, de Meerfelder sind doll on de Wanderscheider sind Esel! Se wollen Ihnen de Fenster einschmeißen on — ja, es weh net, wat se wollen, se wissen et selber net. Zeeß, war dat en Schandahl beim Hommes! Hän wollt se de Thür eraus schmeißen — ja, leicht! se haben den Heintrich verhaun! Ich han derweil zugetuck, awer — ha —“ sie schnappte wieder nach Luft und preßte beide Hände gegen die heftig atmende Brust, ihre Backen glühten — „gleich sind se als da, de Meerfelder, on de Wanderscheider schleppen se mit!“

„Was sagst Du?“ Nedda sprang auf. Dallmer blieb ruhig sitzen, keine Muskel in seinem Gesicht bewegte sich.

„Ja, se wollen de Fenster einschmeißen — Zeeß, da sind se als schon!“ Wesa sprang hinaus, man hörte sie draußen über den Flur rennen und gleich darauf ihre helle Stimme an der Hausthür — „Noa, noa, wat gitt et denn! Reißt de Klingel net af — ufgehoach — wat soat ihr? Ne, es denken net doodran, dan Vorgermaster es als im Bett. Wat wollt ihr?“

Ein donnerndes Pochen gegen die Thür antwortete, dann ein paar kräftige Fußtritte.

„Dan Vorgermaster soll eraus kommen, mer müssen hän wat fragen!“

Wesa lachte.

„Eweil es net Zeit, kommt widder über hunderd Jaahr! On nau geht schlafen — gud Nacht — haha!“

Lachend trat sie wieder in die Stube — „Herr Vorgermeister, se sind betrunken, se —“ das Wort erstarb ihr im Munde, ein Hagel von Steinen prasselte gegen die geschlossenen Läden. Nun noch einmal, und noch einmal!

„Hoho!“

Dallmer verließ eiligen Schrittes das Zimmer; gleich darauf riß er die Hausthür auf und stand auf der Schwelle.

„Was fällt Euch ein, seid Ihr verrückt oder betrunken? Macht, daß Ihr nach Hause kommt, ich rat's Euch im guten!“

„Im guten, im guten — wat haot hän gesaot?!“

Die Nächststehenden wichen zurück, die Fernerstehenden drängten vorwärts. Das war ein unruhiges Hin- und Hertreten, ein Stickschieben und Stoßen.

„Nun geht, oder sagt, was Ihr wollt!“

Klar tönte des Bürgermeisters Stimme über die Köpfe hin. Er konnte keinen einzelnen erkennen, es war zu finster; die Gruppe draußen war eine verschwommene, dunkle Masse, auf die der Regen niederwieselte. Nur seine Gestalt auf